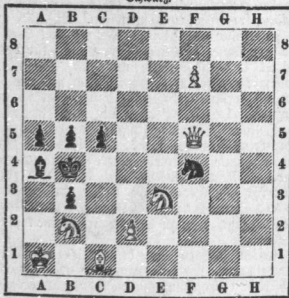


beide Substanzen gut mit der Saftfrucht durch Umrühren und unter Beherrschung mit Gähre, und bereite mit der so bereiteten Saftfrucht seinen Aker. Erst 5 Wochen nach der Saat zeigt der Aker eine schöne gleichmäßige Bestockung, nicht ein Korn wurde von den Mäusen berührt, während andere junge Saaten theilweise durch Mäusefraß sehr gelitten haben.

Schach.

Medigit von S. Tarrafch. Aufgabe Nr. 82. Von H. B. Spitzman. Schwarz.



Weiß. Weiß geht und setzt in 2 Zügen mat.

Räthsel.

Dogorubh.

Es ist ein Fremdling im deutschen Land, Doch hat überall wohl zu finden, Auf ihm schon man ein Herrchen fand, Des Ruhm es der Welt man verdienet, Geachtet von Königen mit Reich und Reichthum, So weiß es auf Erden der beiden Grund, Doch wenn man ihm nur zwei Zügel nimmt, Gleich kurz vor dem Letzten am Ende, So ist es in jeder Stadt, bestimmt, Doch täglich es neues uns lende; Und wolle für was werden, an and're, die fern, Bekant es ist an, es bringt es auch gern.

Somonh.

Will eines Dichters Wert man geniehen, Von besten Sprache man nicht verzieht, Will hören, wie seine Verse fliegen, Wie schaumt oft ein Schöne geht, — Und leitet man harrend am Stromeufer, Mit Sehnsucht blickend zum andern Strand, Dem solches heißt, ein Wörtchen nur er, — Gleich ist des Räthels Lösung zur Hand.

Charade.

Die ersten Weiden nicht man kaufen Die Zeit! entlang an jedem Tag, Auch kann man sie in Baden kaufen Aus Holz, Wie, Zeit, wo's jeder mag. Die ersten Weiden kann man essen, Doch hante ich für den Genuss, Ich nicht leben unterleben Die Dritte weiter auf Verberus. Neuenmigkeit ist's habe Leben! Es sprach der weiten Vater Egar, Zum hat man's Gänge und gegeben, Geißer verdingen kann zwei Jahr.

II.

Sie bin ein sonderbares Wesen, Bald Lebenskraft — bald Weid — bald Land, Und werde ständlich im Gelehen, Ganz ich auf Märkten meinen Stand.

Sie die Redaktion verantwortlich: J. A. Dr. H. Woyt in Halle.

III.

(Einsilbig.) Von S. Man hört darauf, Man kreuzt bemut, Viel Wenigen leben d'rin, In schönem Lauf, Doch langsam auch, So gleitet es dahin.

Arithmogrybb.

Table with 2 columns: numbers and words. Numbers: 8 7 2 7 1 9 3 2 9 10, 14 6 5 5 8 3, 10 4 6 14 7 2 6 3, 16 9 1 2 16 2, 11 8 10 15 1 3 8 2 12 17 3 5, 8 17 18 8, 10 16 1 19 9 11, 2 3 3, 3 3 3, 3 9 3 6 3, 3 8 11 14 9, 16 15 1 13 2 8 12. Words: Sonntagsname, Getreide, Hüterprieime, Goldkornel, reig. Alt im Orient, Road, Däster, Österreich, Fins, Ehrette, Jahr, Stadt, Sandwörter.

Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser 11 Wörter von oben nach unten von unten nach oben gelesen ergeben ein Sprichwort.

Räthelbrun.

Table with 2 columns: words and letters. Words: wunsch, glück, teuf, le, wägr, wägr, du, nim, es, dein, ge, les, hoff, mer, dann, du, al, die, gen, meß, ge, glück, j, und, sei, nicht, vol, schrein, ihm, se, schick, sein, gut, der, wunsch, mit, mel, daß, mer, bray, stem, dem, gen, an, gut, ver, ihm, ist's, in, zu, heim, nen, der, im, ist's, dir, ge, ei, wägr, je.

Buchstabenrebusse.

e Ele = Hel G:ER Ms. W gen = R &'. Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

- Des Dogorubh's: Romanent — Moment. Der Charade: Reier — Wefer. Des Silbenräthels: Regen, Julie, Gersburg, Gaimichen, Anjon, Raffel, Bante, Wanderslab, Amalsh, Groppereun, Rowelle, Hst, Roland (Richard Wagner — Die Nibelungen). Des Arithmogrybb's: Weizen, Ofso, Hofe, Orgel, Dido, ip, Rarros, Credation, (Horodino — Napoleon).

Die ersten richtigen Lösungen sind eingegangen von: Oskar A., Supernumerar Robert A., Otto B., Margat. B., Ernst Art., Fr. S., Gelsch. Seb., stud. phil. Karl W., Friedrich W.-B., Arthur St.-B., Denis, Hermann A., Kurt Sch., A. G., Paul Sch., Wilhelm und Emma Fr., Frau Anna St.-I., Karl St.-I., Wilhelm B., Edm. S., W. B., W. R., Frau Anna St., Oskar A., Paul Sch., Marie Aris, Ludwig und Ernst Blöth, sämtlich in Halle; ferner von: Lehrer Fr. J. in Wittigshausen, Gersg. A. und R. E. in Weidenfels, Lehrer W. E. in Großschanden, Lehrer R. G. in Gohndemur, Franz Sch. in Lützen, Lehrer — p. in Wackerried, Fr. Sch. E. D. und G. D. in Weitzhild, R. Sch. in Ruckow, Lehrer Albert A. in Schmiedeburg, G. Sch. in Weisebau, Otto St. in Drosch, Friedrich R. in Bennstedt, Leo W. in Dresden, Lehrer Dr. W. in Mücheln, Lehrer R. E. in Lichtbort und W. Hoff in Bismarck.

Druck und Verlag von Otto Gendel in Halle a. S. G.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur „Saale-Zeitung.“

No. 2. Halle a. S., Sonntag 17. Januar. 1885.

Inhalt: Die Neufäufer. — Der nächtliche Schuß. Eine Jagdgeschichte von Ludwig Ganshofer. — Land- und Hauswirtschaft: Einiges über die Vertheilung ländlicher Grundstücke. VIII. 6a. Die Weiden. — Ablasungen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie. Von Dr. G. Baumert. — Weinlese. — Die man in Yucatan (Centralamerika) Magagonibol gewinn. — Literatur und Kunst. — Schach. — Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Die Neufäufer.

Vor einigen Jahren wurde im Bezirk des 14. Armee-corps (Waden) ein der sogenannten Neufäufer-Sekte angehöriger Erbsagerer verhaftet, der bezüglich des Eides seine Schwierigkeiten machte, jedoch sich durchaus weigerte, eine Waffe in die Hand zu nehmen, während er zu jeder anderen Dienstleistung sich bereit erklärte. Die bei ihm versuchte selbstergreifende Einwirkung war ganz fruchtlos. Er wurde wegen Gehorsamsverweigerung zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt, nach Verhängung derselben aber aus unbekanntem Gründen nach Hause entlassen.

Ein ähnlicher Fall kam im Herbst 1882 in einer preussischen Garnison vor. Unter den damals Eingestellten befand sich der aus dem Elsaß (Kreis Erstein) stammende Rekrut W., der in seinem Elsaß nach seiner Einstellung von ihm selbst niedergeschriebenen Lebenslaufe zu der „in Elsaß-Lothringen bestehenden Gemeinde der Evangelisch-Lutherischen“ sich bekannte und über dieselbe hinzusetzte, daß nur Erwachsene nach Ap. Geis. 2, 38 getauft und aufgenommen würden. Am Tage vor der Vereidigung meldete derselbe seinem Unteroffizier, daß er wegen religiöser Bedenken den Fahnenab nicht schwören könne, wohl aber bereit sei, durch Handschlag Treue zu leisten. Sein Hauptmann und Compagnie-Chef, nachdem er sich durch persönliche Zweifelsprache überzeugt hatte, daß hier keine politischen Motive oder gar betrügerische Absichten vorlagen, sondern lediglich die fektive Ansicht, welche sich auf das Wort Ehschrit in der Bergpredigt stütze und deshalb jeden Eid als Sünde bezeichnet, bat den Militärseelsoerger um eine Unterredung mit dem Manne, in der Hoffnung, daß dessen Bedenken dadurch beseitigt werden könnten.

Diese Unterredung fand statt, wiewohl ohne Erfolg. Der Rekrut war in seiner Ansicht sehr fest und bezog sich dem Geistlichen gegenüber jeglichen Waffendienst als Sünde. Dabei machte er den Eindruck eines durchaus ernstlichen, gewissenhaften Mannes, wie er denn auch bei dieser Gelegenheit aus eigenem Antrieb dem Geistlichen sagte, daß er den Rath einiger

Kameraden, die Ceremonie nur äußerlich mitzumachen, dabei aber das Seineig zu denken, durchaus verwerten müsse, vielmehr, wenn zum Eide gezwungen, offen am Altar erklären werde: Ich schwöre nicht.

Diese Erklärung wiederholte der Rekrut auch seinem Hauptmann gegenüber und fügte, auf Verhaltung der eventuellen Folgen seiner Weigerung, hinzu, daß er sich über dieselben vollkommen klar sei, nachdem mehrere seiner Glaubensgenossen wegen derselben Weigerung beim Militär langjährige Freiheitsstrafen erlitten hätten, jedoch schließlich der größte Theil der jungen Leute ausgewandert sei; er aber wolle das Vaterland nicht verlassen, sondern lieber alle Folgen seines abweichenden Glaubens auf sich nehmen. Jedoch bat er, daß man bei ihm den Handschlag an Eidesstatt zulassen und ihn zu einem Dienste ohne Waffengebrauch verwenden möchte.

Der Bataillons-Commandeur, dem unter gleichzeitiger Vorstellung des Mannes der Fall nimmere vorgetragen wurde, gewann ebenfalls die Ueberzeugung, daß unlaute Motive hier nicht anzunehmen seien, und verbot in Anbetracht dessen vorläufig die Eidesleistung, indem er jedoch zugleich den Fall zur höheren Entscheidung weiter leitete.

Für die militärische Beförderung handelte es sich vor allen Dingen darum, Aufschluß zu erhalten über die religiösen Grundfänge der in Elsaß-Lothringen angeblich bestehenden Gemeinschaft der sogenannten Evangelisch-Lutherischen, welcher der Rekrut W. nach seiner Erklärung angehörte. Die Angelegenheit wurde deshalb dienlich in Straßburg zur Sprache gebracht. Einer der dort stationirten evangelischen Militärgeistlichen unterzog sich der Aufgabe, näheres über die Eigentümlichkeiten jener Gemeinschaft in Erfahrung zu bringen. Es zeigte sich, daß dieselbe unter dem von dem Rekruten W. angegebenen Namen in Straßburg i. E. vollständig unbekannt war. Niemand war im Stande, dem Geistlichen weitere Aufschlüsse zu geben, so lange dieser eben nur nach dem Evangelisch-Lutherischen forschte. Endlich gelang es ihm, einen Vorleiter

Wie man in Yucatan (Centralamerika) Magagonibol gewinnt.

Der Europäer meint, erst anfänglich zu wohnen, wenn er seine Wohnung mit Magagonibol verzieht. Es wird daher viele interessieren, zu erfahren, welche Mühe es macht, dieses Holz in Mittelamerika dort Bergwälder bis an die Klüfte zu schaffen.

Dieser Holzhandel lebt großes Kapital und genaue Kenntniss des Landes und seiner Bewohner voraus, bringt zwar großen Gewinn, Unterhaltungen aber auch Bankrott. Der Baum, idalm, riechhaft und prächtig gewachsen, ist in Menge vorhanden und liefert nichts als 5 Feuer. Dieser ist den Stamm. Um so theurer wird Aufwindung und Fortschaffung des Stammes. Man muß stets neue Wälder im unzugänglichen Wälder aufsuchen, wo der Baum in löblicher Menge vorkommt. Dies verstehen und besorgen die Bergarbeiter (monteros), welche das Leben in der Gebirgsgegend genossen sind und als Gesellen einige Indianer, ein Quilpiter mit Lebensmitteln, Holverer und Kante für die Jagd mit sich nehmen. Wollen sie in den dichten Wald eindringen, so müssen sie sich mit dem Waldweiser einen schmalen Weg bahnen und oft mehrere Monate in dem prächtigen Wälder unterwandern, ehe sie einen ausgiebigen Holzplatz auffinden. Dazu müssen sie sich alle Abende ein Schußloch gegen stromenden Regen schaffen, mit widerstehen kumpfen und den ganzen Tag auf feuchten, febererzeugenden Boden herumirren.

Alle brauchbaren Bäume werden gefällt, gezeichnet und ihre Zahl dem Auftragneher vorgelegt, wenn sie zurückerufen.

Dies genügt natürlich die ihn das Gerüststellen der Baumstämme und Wälder bis zu einer Straße oder einem Flusse führen wird. Weiter als zwei Stunden darf der Holzschlag von einem Flusse nicht entfernt sein, weil abarm der Transport zu teuer wird. Mächtige schöne Bestand muß man also unberührt lassen, weil der Boden zu uneben, der Wald zu dicht ist. Kann und will man nur, das Holzschlagen beginnen, so muß man sich in dem menschenleeren Wälder nach Arbeiter umsehen. Die Arbeit erfordert große Anstrengung, die Hitze ist groß, Erquickungsmittel gibt es wenige, es finden sich also nur solche Leute zum Holzschlagen, welche dem Unternehmer verächtlich sind, wie es den leichtsinnigen, trunksüchtigen Indianern leicht geschieht, die daher zeitweilig nicht aus den Schulden herauskommen. Stirbt der Schuldner, so muß der Sohn für ihn arbeiten, denn er erbt die Schulden. Kein Indianer darf seinen Herrn verlassen, ohne vorher seine Schulden bezahlt zu haben, welche dann der Magagonibolnehmer übernimmt. Er braucht 200—300 Leute, von denen ihm jeder 2000—5000 Pres. kostet, jedoch der Handel mit Magagonibol großes Kapital erfordert.

Sind die Arbeiter zusammengebracht, so führen die Monteros dieselben 20—30 Stunden weit von jeder menschlichen Wohnung in den Urwald und errichten dort Bretterbuden als Wohnung.



dieser Gemeinschaft aufzufinden, und es stellte sich nun heraus, daß jene Seite nur in ihren eigenen Kreisen unter jenem Namen bekannt ist, während das Volk sie die „Fröhlichianer“ nennt.

Ein evangelischer Geistlicher, Namens Fröhlich, der seine Heimat, die Schweiz, in der er früher als Pfarrer angestellt gewesen war, wegen religiöser Streitigkeiten verlassen hatte, hielt sich in den dreißig Jahren dieses Jahrhunderts längere Zeit in Straßburg auf. Durch seine einnehmende Persönlichkeit, durch die Aufrichtigkeit seines christlichen Wandels und die Wärme der Ueberzeugung, mit der er seine von der evangelischen Lehre abweichenden, eigenthümlichen religiösen Anschauungen vortrug, gelang es ihm, in gewissen Kreisen Anhang und Anhänger zu finden. Es bildete sich eine förmliche Gemeinschaft, deren Mittelpunkt er blieb und die sich auch nach seinem Scheiden von Straßburg und nach seinem Tode, in Straßburg und in einzelnen anderen Orten des Elßas (von dort weiter verpflanzt nach Ungarn) erhalten hat. Das Volk bezeichnete diese Leute eben kurzweg nach dem Namen des Stifters ihrer Gemeinschaft, während sie selbst es vorgezogen haben, sich evangelische Taufgenossen zu nennen.

Was ihre religiösen Ueberzeugungen anlangt, so weigern sie sich, wie jener Ketzer es angegeben, hauptsächlich, einen Eid zu leisten, in welcher Form es auch sei, halten das Tragen und Gebrauchen der Waffe für verboten, setzen aber vor allen Dingen in der Kindertaufe ein Unrecht.

Insofern stimmen sie ja fast ganz mit den sog. Mennoniten überein, von denen sie sich nur dadurch unterscheiden, daß bei diesen die Prozis sich ausgebildet hat, die Taufe an ein bestimmtes Lebensalter, an das 13. oder 14. Jahr, in Anlehnung an die Einsegnung der Kirche, zu binden, während sie selbst die Weibung der Taufe ganz im Allgemeinen nur davon abhängig machen, ob die Voraussetzungen der Buße und des Glaubens bei dem die Taufe Begleitenden vorhanden sind.

Die Angabe des Refruten M., daß, um dem militärischen Dienste zu entkommen, der größte Theil der jungen Leute dieser Gemeinschaft es bisher vorgezogen habe, ihre Heimat vor der Zeit der Einreißung ins Heer zu verlassen und damit den ihnen bevorstehenden Schwierigkeiten zu entgehen, stellte sich als richtig heraus.

Nach diesen Ermittlungen fragte es sich, ob es möglich wäre, die den eigentlichen Mennoniten bezüglich des Kriegsdienstes seitens des Staates gemachten KonzeSSIONen auch auf die Fröhlichianer oder Neutäufer anzuwenden? Die bezügliche Kabinetordre vom 3. März 1868 lautet: „Nachdem durch das Bundesgesetz betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 9. Sept. 1867 die bisherige Befreiung der Mennoniten von der persönlichen Erfüllung der Wehrpflicht aufgehoben worden ist, bestimme Ich, daß die Mitglieder der älteren Mennoniten-Gemeinschaften, wenn sie sich nicht freiwillig zum Wehrdienste bereit erklären, zur Genügung ihrer Militär-Dienstpflicht als Krankenträger für die Kavallerie, oder als Schreiber u. dgl. für die Landwehr-Bezirks-Kommandos sowie als Oekonomisch-Handwerker und als Trainsführer auszuheben sind. Zugleich genehmige Ich, daß bei den hiernach für die Landwehr-Bezirks-

doch bedarf man stets Nachsicht von Lebensmitteln und Geräthschaften für die Soldatener, welche die Bäume nicht nur fällen und entbinden, sondern auch die Bäume an sich anheben, und die Bäume mit einander und vom Fluße liegen, für jeden Stamm eine besondere Rinne als Fluß bestellen.

Um die Baumstämme bis zum Fluße zu schleppen, braucht man Ochsen, deren es im Lande wenig gibt. Um solche Geheiß zu erhalten, muß man die Vorbereitungen überlegen, 150 Stunden weit in die Ebene von Göttingen zu ziehen, wo man Ochsen kaufen kann und das Geld einer mit 100 Franken bezahlt. Die Wege sind nach dem Holzschlag sehr weit und schlecht. Futter mehr oder minder häufig vorhanden, jedoch auf dem Wege mindestens drei Viertel der Ochsen umkommen und der Rest jämmerlich abgemergelt ist. Da es auch im Walde nur schlechte Nahrung giebt, nämlich nur Baumblätter und die Anfrischung des Holzschlagers sehr groß ist, so fällen viele Ochsen oder werden von Arbeitern verwundet, oder sonst getödtet, damit diese frisches Fleisch erhalten. Ochsen müssen fortwährend frische Ochsen herbeigeführt werden, wodurch das Holzschlag sehr vertheuert wird.

Dat man den Baumstamm endlich bis an das Flußufer gebracht, so wird er auf allen vier Seiten mit einer Marke versehen und beim nächsten Hochwasser in den Fluß geworfen, um bis zur Wiederlage des Hochwassers zu schwimmen. Bleibt er unterweg in einer Bucht oder an einem Flecken hängen, so röhrt er dort bis ihm im nächsten Jahre die Fluß etwa weiter treibt. Damit

Kommandos auszubehenden Mennoniten von der Ausbildung in der Waffe Abstand genommen wird.“

Obwohl der Ausdruck „Mitglieder der älteren Mennoniten-familien“ verschiedene Deutung fähig ist, so ist doch so viel sicher, daß hierbei nur an die eigentlichen Mennoniten gedacht ist, welche ihre Entstehung aus dem 16. Jahrhundert von Menno Simons herleiten, während die Seite der evangelischen Taufgenossen erst in diesem Jahrhundert entstanden ist.

Eine sehr richtige Richtung gleicher Art findet sich übrigens auch sonst in Süddeutschland; sie kennzeichnet sich hier aber als Ableger des englisch-amerikanischen Baptismus und hat durch amerikanisch-baptistische Sendboten dort in Süddeutschland eine geringe Zahl von Anhängern gewonnen. Die Mehrzahl der Baptisten theilt eben in Beziehung auf den Eid und den Kriegsdienst die memnonitischen Grundzüge keineswegs; bei einem kleinen Theile derselben haben diese jedoch Eingang gefunden.

Da somit die Seite der Neutäufer einen geschichtlichen Zusammenhang mit der Mennoniten nicht hat, so konnte bei der Militärbehörde ein Zweifel über das gegen den Refruten M. einzuschlagende Verfahren nicht mehr stattfinden. Auf die Meldung von der Eidesverweigerung befaß das General-Kommando des Armeecorps unter Ablehnung der Verzeigung des Refruten M. zu einer Nichtkombattanten-Truppe, daß derselbe mit allen gesetzlichen Mitteln zum Gehorsam zurückzuführen sei. Wie vorauszusetzen, hätte die erste standgerichtliche Strafe keinen Erfolg, obwohl von verschiedenen Seiten dem M. die eindringlichsten, zugleich aber auch wohlwollendsten Vorstellungen, verbunden mit seelsorgerischen Unterredungen, gemacht wurden. Es erfolgte dann das kriegsgerichtliche Verfahren, zu welchem Zweck der Refrut M. aus seiner Garnison nach dem Siege des General-Kommandos abgeführt wurde.

Auch hier wurde ihm das größte Wohlwollen entgegen gebracht und in der Hoffnung, ihn durch fortgesetzte Belehrung zur besseren Einsicht zu bringen, von dem gerichtlichen Verfahren einstweilen Abstand genommen. In der That gab M. die Erklärung ab, sich dem Wehrdienste zum Zwecke seiner eigenen Ausbildung unterziehen zu wollen. Ihm wurde dagegen in Aussicht gestellt, daß für ihn, sobald er für seine Person mit dem Gewehre ausgebildet sei, eine anderweitige Unterbringung (in einer Militärfabrik oder dergl., wo er als gelernter Maschinenmeister seiner Dienstpflicht genügen sollte, ohne zum weiteren Wehrdienste herangezogen zu werden) vermittelt werden würde.

Nachdem M. solchergestalt Gehorsam gelobt hatte, wurde er nach seiner Garnison entlassen. Kaum hier eingetroffen, erklärte er aber, sein Versprechen nicht halten zu können, vielmehr, von Gewissensbissen gequält, trotz des Wortbruchs bei seiner früheren Weigerung bleiben zu müssen. Es gelang nach längerer Besprechung ihm soweit zu bringen, daß er zusagte, sein unlängst gegebenes Versprechen halten zu wollen, wenn seine Gemeinde, welcher er die veränderte Sachlage sofort mitgetheilt habe, damit einverstanden sei.

Der entscheidende Brief kam und ging trotz seiner vier

die Baumstämme, die zu Hunderten den Fluß hinabschwimmen, nicht etwa dessen Uferung erreichen und ins Meer kommen, sind die Anhänger von Tenouise angeordnet, mit ihren leichten Booten in Flüsse zu steigen und alle Baumstämme aufzulassen, da jeder aus Ufer geführte Baumstamm mit 2 1/2 Frenk Funderlohn bezahlt wird. Jeder Stamm ist mit dem Zeichen des Eigenthümers versehen, daher vereinigt man ohne Unterchied die aufgetragenen Stämme zu Hößen, bringt sie nach dem Dorfe, sortirt sie und macht sie zur Ausfuhr fertig. Wie viel Ochsen der Transport kostet, wie Sicher unter den Arbeitern aufkommen, die Moneten durch allerlei Unrechlichkeiten den Unternehmer ischlagen, der ihnen viel Freiheit genähren muß, das kann man sich hincnden. Vergegenwärtigen wir uns diese Scenen und Mäßelie, wenn wir am wohlwollten Mahagonitisch bei einer Tasse Kaffee sitzen, dann werden wir recht tief empfinden, um wie viel beaglicher es sich bei uns wohnt, als in dem überreich ausgestatteten Tropenlande. F. K.

Literatur und Kunst.

Allgemeine Weltgeschichte. Von Ferdinand Justi. 26. Abtheil. G. J. Herberg, von Blau-Gartung, M. Wollpion. Mit ca. 200 authentischen, kulturhistorischen Abbildungen. 10 Bände. 24. 29. In wöchentlichen Heften n. 1 M. „Wo das Wort unlosbar bleibt, erklärt das Bild“ — diesem Grund-

wachsenden Gräser und Kräuter in der Regel in frischem, grünem Zustande von dem Vieh am liebsten verzehrt werden, so kommt doch bei der Berechnung hauptsächlich der Trocken-gehalt des Futters zur Berücksichtigung.

Der Wassergehalt des Futters ist bekanntlich oftmals ein sehr verschiedener, doch ist die Bestimmung derselben mit Leichtigkeit auszuführen. Jeder einigermaßen erfahrene Landwirth wird ziemlich genau den Ertrag einer Weidefläche an Trockenfutter abschätzen können und kann hiernach seine Klassifikation ohne Schwierigkeiten vornehmen. Wir taxiren den Ertrag der Weiden genau so wie den der Wiesen d. h. nach Centnern Heu pro Hektar, berücksichtigen dabei aber auch stets die Qualität, d. h. die Zusammenlegung, das Gemisch von Gräsern und Kräutern, da wir sehr wohl wissen, daß ein gutes Gemisch von Futterpflanzen für das Weidewiehe ebenso werthvoll ist, wie für das im Stalle ernährte Vieh.

Echon zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde in besonders entworfenen Vegetationskalen das prozentige Verhältniß des Graswuchses in den einzelnen Monaten der Vegetationsperiode festzustellen versucht. Meyer, „Grundzüge zur Anfertigung und Beurtheilung richtiger Pflanzensätze,“ nimmt z. B. an, daß der

Table with 2 columns: Month and Percentage. Mai 12 Prozent, Juni 36, Juli 18, August 11, September 9 1/2, Oktober 6 1/2, November 6 1/2. Sa.: 100 Prozent

des gesammten Graswuchses im Frühjahr, Sommer und Herbst hervorbringen.

Nach unseren Erfahrungen kann von einer allgemein gültigen Scala für das Graswachsthum in den verschiedenen Jahreszeiten keine Rede sein. Klima, Lage und Boden der Weidefläche sprechen hierbei wesentlich mit, und wir sehen oftmals selbst an ein und demselben Orte bei gleicher Bodenbeschaffenheit in den verschiedenen Jahrgängen ziemlich große Differenzen in der Entwicklung der Weidegräser. Diejenigen Grundstücke, welche im Winter und Frühjahr lange Zeit unter Wasser stehen, zeigen gewöhnlich erst spät im Mai einen betriebenden Graswuchs, wohingegen die höher gelegenen, mehr trockenen Flächen oft schon im April einen so reichlichen Bestand an Gräsern und Kräutern zeigen, daß man schon jetzt dieselben mit dem Vieh betreiben kann.

Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie.

Von Dr. G. Baumert.

Gesundheitsföhdliches Kochgeschirr.

II.

Zu denjenigen Metallen, welche bei Bereitung und zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln nur bedingungsweise Anwendung finden sollten, besser aber ganz von diesen Verwendungszwecken auszuschließen sind, gehört das Zint. Man will beobachtet haben, daß sich Milch in Zintgefäßen leichter aufrahmt und auf dem Transport nicht so schnell sauer wird; letzteres ließe sich dadurch erklären, daß die auftretende Säure, indem sie sich mit dem Zint verbindet, neutralisirt wird. Dadurch aber gelangt das Zint in Form eines Salzes (einer chemischen Verbindung des Zints mit der betreffenden Säure) in die Milch und theilt derselben gerinnheitsnachtheilige Eigenschaften. Thatache ist, daß Milch, welche namentlich bei kleinen Kindern Verden bewirkt, in einigen Fällen mischfaures Zint enthält.

Auf die Gefährlichkeit von bleiernem Kochgeräth noch besonders aufmerksam zu machen, scheint kaum nöthig; denn die giftigen Eigenschaften grade des Bleies dürften genügend bekannt sein. Kochgeschirre, welche nur aus Blei hergestellt sind, werden wohl kaum noch in Gebrauch sein. Mit Ueberzeugung der noch immer nichtlierten Frage, ob Weidewiehn für Trinkwasserleitungen vom hygienischen Standpunkte aus als zulässig zu erachten seien oder nicht, kommt für unsern Zweck hier das Blei nur noch insofern in Betracht, als dieses Metall, mit anderen Metallen legirt, zu Kochgeräthschaften und Badmaterial

(Zinnfolie) benutzt wird. So enthielten die meisten früher in Gebrauch befindlichen zinnernen Koch-, Eß- und Trinkgeschirre 1/2 Blei d. h. 20 Proz. von diesem Metall neben 80 Proz. Zinn. Nach der neuen bezüglichen Verordnung für das deutsche Reich ist jedoch der Maximalgehalt auf 1 Proz. herabgesetzt worden. Dagegen dürfen zur Lösung von Eß-, Trink- und Kochgeschirren noch Legirungen benutzt werden, welche in 100 Gewichtstheilen nicht mehr als 10 Theile Blei enthalten. Bei heranziehendem Kesselflecken hat man zum Verzinnen der Kessel Materialien gefunden, welche vielmehr Blei als Zinn enthielten.

Ein ähnlicher Mißbrauch bezüglich der Verwendung des Bleies wird bei Herstellung von Stanniol getrieben, welches zur Verpackung von Nahrungsmitteln (z. B. Käse u.) häufig verwendet, jedenfalls nur geringe Mengen von Blei enthalten sollte. Die erwähnte gesetzliche Verordnung für das deutsche Reich gestattet in diesem Falle nur einen Bleigehalt bis zu 1 Proz.; bleidreie Folien dagegen dürfen nur zur Herstellung von Raseln auf verschlossene Gefäße noch ferner benutzt werden. Nicht mehr als 1 Proz. Blei ist schließlich gesetzlich erlaubt in allen denjenigen Metalllegirungen, welche zur Herstellung von Bierdruckgeräthschaften (wie von Syphons für kohlensäurehaltige Getränke (Selterswasser, Sauerbrunnen u.) bestimmt sind. Die Anwendung von blei- und zinnhaltigem Kautschuk ist für alle Gegenstände, welche zur Bereitung, Aufbewahrung und Verpackung von Nahrungsmitteln und Genussmitteln, und, beiläufig gesagt, auch zu Spielwaaren dienen sollen, überhaupt verboten.

In den letzten Jahren hat bekanntlich das Nickel eine größere Anwendung, wie überhaupt, so auch zur Herstellung von Geräthschaften für Haus- und Küchengebrauch gefunden.

Vor etwa Jahresfrist veröffentlichte Hofrath Prof. Dr. R. Wirtz in Karlsruhe seine Untersuchungen, die er behufs Prüfung nickelplattirter Gefäße auf Widerstandsfähigkeit angestellt hatte. Es ergab sich dabei, daß diese Nickelgefäße die von den Fabrikanten gepriesene Widerstandsfähigkeit gegen saure Speisen nicht besitzen, denn 250 cc eines mit 0.5 g Kochsalz versetzten 3.5 Proz. Essigs lösten bei einfündigem Kochen 0.95 g Nickel von dem Gefäß auf und in einem anderen Falle, wo die saure Flüssigkeit nur bei Zimmertemperatur 24 Stunden in dem Nickelgefäße verblieb, gingen immerhin noch 0.074 g Nickelmetall in dieselbe über.

Was nun die Wirkung des beim Kochen oder Aufbewahren saurer Speisen in vernickelten Gefäßen aufgelösten Metalles anlangt, so gehen die Ansichten noch auseinander, ob Nickelgeschirre zu den gesundheitsnachtheiligen zu zählen sind oder nicht. In Beziehung hierauf stellte F. G. E. r k e n (in seiner Doktorabhandlung Juli 1883) auf Grund physiologischer Untersuchungen die Behauptung auf: Der häusliche Gebrauch vernickelten Geschirres ist ungefährlich, da die selbst unter günstigen Umständen nur geringen Mengen von Nickel, welche in Lösung gehen, noch nicht geeignet sind, giftig zu wirken. Andere sprechen sich nicht so positiv über die Unschädlichkeit des Nickels aus und raten in „zweifelhaften Fällen“ derartige Gefäße lieber zu vermeiden. Dieser Unsicherheit gegenüber bleibt es vorläufig das Beste, die Anwendung von Nickelgeräth auf diejenigen Speisen und Getränke zu beschränken, welche keine sauren Bestandtheile (besonders Essig, Frucht säure u.) enthalten. Man darf mit Bestimmtheit erwarten, daß die Frage nach der Unschädlichkeit oder Unschädlichkeit des Nickels gegenüber der menschlichen Gesundheit bald bestimmt beantwortet wird. Gelegt aber selbst den günstigsten Fall, daß obige Behauptung Gerechtens in ihrem ganzen Umfange bestehen bleibt, und sich demgemäß das Nickel als ein nuschädliches Metall erweist — was mir noch zweifelhaft erscheint —, so würde doch ihre immerhin starke Anwendung den Nickelgefäßen schon aus äußeren Gründen eine nur beschränkte Anwendung gestatten.

\* Schuß der Winteraart gegen Mäusefraß. Obwohl die Zeit der Winteraart vorbei ist, dürfte es die Leser doch interessieren, nachfolgende Mittheilung aus der Praxis Wirthschafts- (Landw.) zu vernehmen: Ein Landwirth beobachtete, einen ziemlich weit Futterlebern gelegenen Acker mit Winterfrucht zu befehlen. Da die Mäuse sich heuer schon vor der Ernte, noch vielmehr aber nach derselben in bedeutender Menge vermehrt und diese gefährlichen Ragerthiere sich insbesondere in den beiden Futterlebern zu Tausenden eingemietet hatten, so nahm er auf 50 kg Zintel 1/4 l Erdöl und 100 g Karbol, vermischte





Als ich des Morgens geweckt wurde, fuhr ich mit einem schweren und dumphen Kopfe aus den Kissen. Drunten im Flur fand ich meinen Vater schon wegereit.

„Wollen wir beide ohne Begleitung gehen?“ frag ich. Ein leichtes Kopfnicken war die ganze Antwort — doch sah er mich fragend an, als ich nach meiner bei Jagdangriffen sonst so bescheidenen Substantivnennung und nach meinem Stottern. Nichts in der Welt hätte mich vermocht, meine Wünsche zu verhehlen.

Schweigend durchschritten wir das mäßig erwachende Dorf — und als wir uns nach kurzer Wanderung über die Wieße dem Walde näherten, gewahrten wir von ferne schon im thausendfachen Grad den dunkleren Streif, welcher den Weg bezeichnete, den ich in der Nacht aus dem Moosgraben quer durch die Wießen genommen hatte.

Wie wir darauf die Windbruchflüche entlang das Waldsträucher verfolgten, untersuchten wir die Gräser und Kräuter des Raumes. Sie alle waren weiß und naß vom Tau — kein Fuß hatte also während der Nacht den Raun überschritten. Wohl aber fanden wir die Stelle, an der ich in dem Moosgraben hinabgesprungen war; da drunten lag auch mein Hut.

„Bevor wir die Richtung durchsuchen“, sagte mein Vater,

„müssen wir genau die Schußlinie feststellen. Geh also einige zwanzig Schritte ins tiefere Gebölz, kehre dann zurück, und wenn Du unter den Bäumen hervortrittst, so blide genau nach der Richtung, in der Du geschossen bist.“

Schweigend hat ich, wie mit Gebeten war — und als ich aus dem Schatten der ragenden Lärchen ins Freie trat und mein Auge die Weidung emporschweifte, huschte über meine Lippen ein halblauter Schrei — der Verlegenheit.

Da stand er wieder der lange, bogere, rauchschichtige Wilddieb von heute Nacht. Statt im fahlen Mondenschein nun im lauterem Lichte der aufgehenden Sonne betrachtet, entpuppte er sich als der dunkle, halbvermoderte Strunk einer Föhre, die der Sturm vor Jahren gebrochen hatte. Ungefähr in der Bruchhöhe eines Mannes ragte aus dem Baumstamme ein gebrochener, morscher Ast gegen die Ausmündung des Waldweges.

Das helle Blut flog mir vor Scham in die Wangen. Mein Vater aber lachte, und lachend winkte er mich zu sich, während er durch das junge Fichtengebüsch dem verhängnisvollsten Föhrenstrunke zuschritt.

Nicht über dem ausragenden Aste fanden wir das müde Holz von meiner Kugel durchbohrt und zertrümmert.

### Land- und Hauswirthschaft.

#### Einiges über die Werthschätzung ländlicher Grundstücke.

VIII.

##### 6a. Die Weiden.

Wir verstehen unter Weiden alle diejenigen Flächen, deren Areal durch mittelst Abweiden durch unsere Hausthiere nutzbar gemacht wird. Wie die Weiden, können die Weiden natürliche oder künstliche, dauernde oder periodische sein. Mit der fortschreitenden Kultur ist bei uns die Ausdehnung der Weidenflächen immer mehr und mehr beschränkt; wir finden sie noch ziemlich ausgedehnt in den Flussniederungen, wo sie als sog. Fettweiden nicht selten den Weiden höhere Reinerträge liefern als das beste Ackerland. Die Bewirtschaftungsstellen sind bekanntlich bei den Weiden geringer als bei den Weiden; jene beschränken sich meistens auf Unterhaltung der Gräben, einige Pflanzungsarbeiten, Vertilgung der Unkräuter (Disteln u.) und Herstellung von Brücken und Verschlägen.

In den Gebirgslandschaften liefern die sog. Matten oftmals Grundstücke mit vortrefflichem Graswuchs, auf welchen sowohl Rinder, wie Schafe und Ziegen eine sehr zuträgliche Nahrung finden. Der Werth solcher Weiden wird in der Regel verhältnißmäßig hoch geschätzt.

Auf umfangreichen Gütern trifft man in der Regel sog. Außenfelder, die wegen ihrer zu großen Entfernung vom Wirtschaftshofe als Viehweiden besser ausgenutzt werden können, wie als Ackerland. Durch die Einschränkung der Schafzucht verschwinden diese Außenweiden in der Provinz Sachsen immer mehr und mehr; sie finden sich aber im Norden und Osten unseres Vaterlandes noch in ziemlich großer Ausdehnung und sind dort hauptsächlich für die umfangreich betriebene Züchtung von Pferden und kleineren Schafzuchten von nicht zu unterschätzendem Werth. In den armen Haldestrichen dienen die Weiden zur Unternehmung des dürftigen Ackerbauers, indem sie durch Abmähen des Haldekrasses oder durch förmliches Abpflügen, sowie durch das Beweiden mit kleinen genügsamen Rindern und — mehr noch — durch den Betrieb mit zierlichen Haldechafen die Mittel zur Erhaltung der Wirthschaft gewähren.

In Holstein ist heute noch die Koppelwirthschaft auf der ganzen Weese in Gebrauch; bei derselben theilt man die Ackergrundstücke in 9-10 Schläge, auf welchen man nachstehende Fruchtfolge einhalten pflegt, und auf diese Weise eine leidlich gute Ausnutzung des Ackerlandes erreicht.

1. Dreifelder.
2. Brache mit Düngung (Karioffeln).
3. Winterforn.
4. Sauerforn.
5. Winterforn und Sommerforn.
- 6.-9. oder 10 Weide.

Das feuchte Klima jenes Landes begünstigt das Graswachsthum auf den Weideschlägen in hohem Maße und man findet dort selbst auf dem leichten, sandigen Boden eine vortreffliche Grasnarbe, die es den Besitzern möglich macht, zur Sommerzeit eine verhältnißmäßig große Anzahl von Hausthieren (meist Rindvieh) zu halten. Die Einsparung der Koppeln mit Hecken (Kniden) und Gräben ist für die weidenbesitzenden Thiere von großem Werth; sie finden hinter derselben ein stürmichem Wetter einigen Schutz, auch sind dieselben für das Graswachsthum von günstigem Einflusse, indem sie die Bodenfeuchtigkeit selbst bei anhaltend trockenem Wetter längere Zeit erhalten. — Die holsteinische Koppelwirthschaft hat unstreitig große Vorzüge vor der früher bei uns ganz allgemein betriebenen Dreifelderwirthschaft, indem sie die ursprüngliche Ertragsfähigkeit des Bodens weit besser erhält, als der einseitige Körnerbau, der stets erschöpfend wirkt und eine bedeutende Düngung erfordert. — So lange die Preise für Getreide, Zuckerrüben befriedigend gut ausfallen, konnte man leicht zum Ankauf der künstlichen Düngemittel schreiten; wie aber joll es werden, wenn die Preise dieser Produkte andauernd niedrige bleiben? Es kann durchaus kein Zweifel darüber obwalten, daß ein Landgut, welches nach dem holsteinischen Koppelsystem bewirthschaftet worden ist, für jeden Erwerber einen verhältnißmäßig hohen Werth haben wird.

Die Werthschätzung der Weiden ist häufig keine leicht zu lösende Aufgabe. Nach den bisher gebräuchlichen Methoden schätzt man deren Ertrag entweder direct (Anzahl der gewonnenen Centner Gras bezw. Heu) oder indirect in der Art, daß man die Fläche Weideland, welche zur Ernährung eines Stückes Vieh von 500 kg Lebendgewicht während der am Orte gebräuchlichen Weidezeit notwendig ist, zu ermitteln sucht. — Zuweilen kann ein Zweifel darüber entstehen, ob ein Grundstück wirklich als Weide oder besser als Viehe abzugeben ist; nach unserer Ansicht darf diese Frage nicht allein durch die jeweilige Benutzung des Terrains beantwortet werden, sondern es muß die Beschaffenheit der Fläche entscheidend sein, ob dieselbe ihrer ganzen Natur nach sich besser zur Weide oder zur Viehe eignet. Sobald die Lage der Fläche eine rechtzeitige Bewässerung möglich macht, wird in den meisten Fällen ein solches Grundstück als Viehe einen höheren Nutzen gewähren, wie als Weideland.

Grasflächen, die eine öftere Düngung beanspruchen und nicht regelmäßig bewässert werden können, werden entweder als Weiden oder auch als Ackerland zu benutzen sein.

Von den beiden oben genannten Methoden der Weiden-Affinität verdient nach unseren Erfahrungen diejenige den Vorzug, welche die Schätzung des Rohertrages nach dem Futterwerthe verlangt. Man reduziert die ermittelte Futtermenge pro Hektar auf Trockengewicht und stellt hiernach den Werth der Fläche fest. Wenngleich alle auf der Weide

Seiten allgemeiner religiöser Sentenzen über die für den Refruten W. so wichtige Frage thatsächlich mit den zwei Sätzen hinnee, „man müsse Gott mehr geforchen, als den Menschen, und selbst nur auf das Abbild eines Menschen zu schließen (sei den Schließungen nach Figurischen), sei Sünde.“ Es muß hier noch besonders hervorzuheben werden, daß der Brief nicht etwa vom Gemeinbestellen, sondern von dessen jungem Sohne in Abwesenheit des Vaters geschrieben war.

Hieraus nahm der Militärseelsorger des Garnisonortes, in welchem W. zur Einweisung gelangt war, Veranlassung (gegen den Wunsch des W.), der Gemeinde der Neutäufer brieflich die Sache nochmals klar auseinanderzusetzen und dabei zu betonen, wie sehr die eigenen Interessen derselben durch den jetzt geforderten Gehorsam des Refruten W. gefördert würden, da gerade auf diesem Wege jeder Waffendienst im Grundsatz vermieden werde, das sogenannte Gensyr-Exerziren aber zur persönlichen Ausbildung und für eine Verwendung in anderer Stellung unerlässlich sei.

Auch diese, aus dem wärmsten Mitgeföhle entsprungene Vorstellung fand leider nicht die nötige Beachtung in der Gemeinde der Neutäufer. Es blieb daher nichts übrig, als das Strafverfahren gegen den Refruten W. fortzusetzen.

Durch kriegsgerichtlichen Spruch wurde er verurtheilt, welche Strafe er jetzt verbüßt.

Nachdem W. sich bereit erklärt hatte, sein Gewissen dem Spruche der Gemeinde unterzuordnen, schließlich aber von einem jungen Wittale derselben sich bestimmen ließ, wird seine „genußhafte Uebersetzung“ seinem Unbefangenen mehr in einem günstigen Lichte erscheinen können. Andererseits aber muß man sich fragen, was von der Fürsorge einer Gemeinde zu halten ist, die lieber durch fortgesetzte Befahrung des Refruten in seiner Reue Vorrechte ertragen möchte, als die in humaner Weise dargebotene Hand der kompetenten Behörden annehmen?

Sicherlich handelt unsere Kreisverwaltung völlig korrekt, wenn sie es verweigert, diesen Leuten Privilegien zu gewähren, die bedenkliche Folgen haben könnten. Es ist freilich schmerzhaft, einen Menschen für ein Verbalten, das aus wirklicher Geistesnotwendigkeit hervorgeht, mit schweren Strafen belegen zu müssen. Andererseits scheint es aber gänzlich unethisch, Grundzüge zu sanktioniren, die „bei weiterer Verbreitung“ unsere Militärorganisation, also den Grund unserer nationalen Wohlfahrt, in Frage stellen könnten.

### Der nächtliche Schuß.

Eine Jagdgeschichte von Ludwig Gahhofer.

Kaum einen Büchsenhieb vom Waldsaume stand das Haus meiner Eltern — das Forsthaus. O ihr alten Bäume! Wie manche Portion wohlgehaltener Hiebe habt ihr mir eingesetzt! Wenn ich da — ein achtjähriger Bürche — nach Hause lehrte, in zertrakteten Händen das ausgekommene Eichhörnchen, die junge Rebhühner oder den flatternden, kaum flüggen Fledermaus schwingend, so galt der erste Blick meiner guten Mutter durchaus nicht dem erbeuteten Gethier: sorglos überflog vielmehr ihr Auge die Silhouetten meines Schwagens und die Kniee und Sitzgänge meiner Unausgewachsenen. „Woh! mir, wenn da zu Tage kam, das die allzuprigen Affirmationen über die Bedenken der erlernten Tugend, denn die heuren Buchlein ein Weib gefas. Heute noch so! ich sie vor mir, die geführte, langwierige Peinliche mit dem Refußgürtel, die zu unbenützten Zeiten im Hausflur zwischen Gemüthen und Jagdbrägen am Aufsenbrette hing, durch die Hand ihres gefirgten Herrn vom Haken gelöst, so vertragen wir uns in alle Winkel — ich, Vektor, der Hünerhund, und Büschel, der krummbeinige Dachsel.“

Demu allzu nahen Bäumen bin ich aber deshalb doch nie und nimmer gram geworden und heute noch genen ich ihrer in dankbarer Liebe. — Goh doch das geheimnißvolle Leben, das zwischen ihren weggelassenen Aesten und unter ihrem moosigen Schatten webte und wirkte, eine so unendliche Fülle idyllischer Poesie über die Zeit meiner frühesten Jugend aus! Wenn der

Reizwind leise durch die Bispel plauderte und mit zischelndem Rauschen vom Waldsaum herniedertrieb über die hochwuchsigen Karstentente, wenn hoch in sonnenigen Röhren der Wech seine stillen Kreise spann, wenn aus den abendtaunten Büschen und Eichen das Gurren und Liebeslocken der Wildtauben klang, wenn am thauigen Wiesengrunde das schlanke braune Reh im Dämmerlichte zur Weisse zog und der graue Reiter mit weitem Hingelange zu Horste trieb, wenn dann erst die Nacht herniederbant über die weite Flur, wenn ich hochenden Herzens am offenen Fenster lag, dem eintönigen Wiebe der Unen lauschte und dem schauerlichen Haufe des „Solimann's“ der nun draußen im schwarzen Walde seine Kinder, die Künzeln, zum Nachtgejaube rief, dann trieb meine jugendliche Phantasie Blüten, so seltsam und zahlreich, wie der Waldraum seine Blize treibt nach einer lauen Regenacht. Und wels! ein lautes, lustiges Jägerleben umgab mich im eigenen Hause! Da war der heilige Hof mit den munteren, schmunzenden Hunden, da war der Wiesengarten mit dem Scheitenshunde, an dem die Büchsen eingehoffen wurden, da war die Zwischkammer, darin die erlegten Vögel, Füchse und Hasen und die schweißeligen Eichenhäute hingen, da sah man in allen Gemächern Jagdgeräthe und Jagdtrophäen — und wenn immer der Abend kam, dann saßen im traulichen Wohnzimmer rings um den Eschentisch die Jäger, hinter dem Hertruge vor Pfeischen schmauchend, und da gab es Jagdgeschichten über Jagdgeschichten, deutsch und lateinisch.

folgt, illustriert die neue Grote'sche Allgemeine Weltgeschichte den Zeit der Störche durch eine ungemein reiche und vielseitige Anzahl vortrefflicher Abbildungen von kulturhistorischen Denkmalen aller Art und aller Zeiten. In interessanter und anregender, nicht mißvernehmlicher, sondern in anziehend unterhaltender Weise belehren diese Illustrationen über das Leben und Schaffen der Völker und ermöglichen so eine leichte Fassbarkeit, Durchdringung und Aneignung des historischen Stoffes. Und nicht weniger auch nach der Seite des Textes hin nimmt dieses Werk einen hervorragenden Standpunkt ein, denn jeder der vier Hauptabschnitte der Weltgeschichte ist von einem besond. berühmten Autor bearbeitet worden. Und das ist so wichtig, weil nirgends mehr als auf dem Gebiete der Geschichte das Prinzip der Arbeitsteilung geboten ist. Nur dieses bietet Genüge für vollkommene Verwerthung des durch die neuere Forschung gewonnenen Materials, und mit ihm verbindet sich am vollständigsten alle weiteren Bedingungen, die an eine gute Weltgeschichte gestellt werden müssen, als Wahrheit, Wissenschaftlichkeit, Klarheit, Uebersichtlichkeit, Wirkung der Bilder in ihrer Deutlichkeit und in ihren Wechselbeziehungen, objektive Haltung und Urtheilsvermittlung. Das Werk kann den weitesten Kreisen nutzbar sein, denn es ist populär geschrieben und entspricht in der Gemeinverständlichkeit seiner Darstellung durchaus dem Zwecke, jedem an seiner geistigen Bildung Arbeitenden die denkbare möglichste, mit allen Vorzügen ausgestattet Weltgeschichte zu bieten. Die bisher erschienenen 9 Lieferungen ent-

halten 49 Tafeln, 8 Farbendrucke, 7 Karten und 156 Abbildungen im Text.

Seit dem 1. Jan. giebt Prof. Joseph Kirchner in Stuttgart unter dem Motto „Welcher der Zeit dient, der dient etwils“ eine Deutsche Schriftsteller-Zeitung heraus, die in monatlichen Heften (halbjährlich mit Portofreihalt 5.40 resp. 5.60 M.) erscheinen soll. Den Einführungsworten des Herausgebers und der uns vorliegenden ersten Nummer entnehmen wir nachstehendes auf das Programm und die Tendenz der neuen Zeitschrift bezügliche Bemerk. Mit dem Erscheinen der hier zum erstenmal vorliegenden Zeitung hat die deutsche Schriftstellerwelt aufgehört, einen Ort entbehren zu müssen, an dem ausschließlich ihre Interessen vertreten werden. Daß sie ins Leben getreten werden konnte, nicht als Versuch, sondern als ein, schon vor seinem Erscheinen durch rechte Anteilnahme in seiner Kritik, geschicktes Blatt, nicht mehr als irgend etwas für ihre Nothwendigkeit und in zugleich ein Sieg über Zweifel, Unsicherheit und Mißgunst, die sich als mächtigste Hemmnisse der Verwirklichung des ihr zu Grunde liegenden Gedankens in den Weg stellten. Die Mehrzahl dürfte, daß endlich eine ideale Umwelt geschaffen werden müßte. Ich kann auf Grund einer vielseitigen redaktionellen Erfahrung bezeugen, daß ich selbst bei vortrefflichen Schriftstellern und schonen Talenten eine Unübersicht des Urtheils über meine eigenen Verhältnisse wahrzunehmen habe, die in jedem andern Bewußtsein undenkbar wäre. Während die Kindlichkeit in den getheilten





Was Wunder, daß in solcher Umgebung die Viehe zum eblen, waldfrohen Waidwerke in meinem Herzen gar bald eine dauernde Wohnstätte fand! Schon als ganz grüner Junge schlich ich mich, die hölzerne Armbrust (valgo Ballester) am Rücken, hinaus in den Wald und schmelte meinen Lindenzweig nach dem freischwebenden Säber in das Buchenlaub. Und dieses Vergnügen, da ich zum ersten male als Treiber zum Buchstreißen mitgenommen wurde, oder auf den Anstand und zur Hühnerjagd! Mit welcher Anbrunst übertrifft ich das kleine Zimmergewehr an die Wange, mit dem ich überrascht wurde, als ich von der Kateschule zum ersten male auf Ferien nach Hause kam — und wie ich gar acht Jahre später mit dem roten Köpplein und einer guten Note beimzog, da schossen mir vor Freude die Tränen in die Augen, als ich auf dem Tische meines Ferienstübchens eine vollständige Jagdausrüstung, eine sierreiche Wädschmiste und eine wachspflanzige Jagdarte vorfand.

Nun ging's aber auch an ein „Jaagern“! Tag und Nacht gönnte ich mir keine Ruhe — und wie ich nur erst einen Hechbock mit der Kugel geschossen hatte, da legte ich mich „unter uns Jägern“ breit in den Tisch und latinierte mit den graubärtigen Überburschen um die Wette. Meine Fantasie hatte damals — um mich eines beliebigen Ausdrucks zu bedienen — alle Hände voll zu thun, damit es meinem Jägerlatein nur niemals an Stoff fehle.

Im darauffolgenden Sommer jedoch ist mir ein gar seltsames Abenteuer wirklich und wahrhaftig widerfahren. Freilich hab' ich es späterhin nicht allzuwichtig mehr erzählt, nachdem ich die Erfahrung gemacht, wie der Bericht dieser Geschichte mir immer nur den einen unliebsamen Erfolg eintrug, daß ich recht herzlich ausgelacht wurde.

Es war — das ist eben die Geschichte — ein Tag Mitte August. Ein starkes Gewitter hatte mir die frühliche Morgenluft weggenommen. Wie es aber 10 Uhr vormittags wurde, ließ das Unwetter nach, die Sonne brach sich Bahn durch die freischwebenden Wolken, und unter ihrer milden Wärme trankten sich nun blau und lustig die Wasserbüden aus den dunklen Wäldern. Da hatt' ich jetzt ein Pirschwetter, wie es ein Waidmann sich nur wünschen mag.

Nach nahm ich einen Amble zu mir, der mich das Mittagessen verschmerzen lassen konnte — dann ging's hinaus unter die regennassen Bäume, von denen der leichte Wind die schillernden Tropfen auf mich niederfiel. Lautlos geleitet zu solcher Zeit der Fuß des Jägers über den feuchten Waldgrund, da raschelt kein Laub und unföhrbar schmiegt sich das nasse Vieh unter dem Tritte ins weiche Moos.

Noch keine Stunde war ich im halblichten Stangenholze umeinandergegerippt, da hatt' ich schon einen Hock geschossen — ich meine das bildlich — denn jenen Hechbock, der mir auf zwanzig Gänge zugeflogen war, hatt' ich in der unverzeihlichen Weise gefehlt.

Dieses Mißgeschick hatte mich unmutig, ungeduldig und unvorsichtig gemacht, so daß ich, als ich nachmittags um 4 Uhr an der weitentlegenen Jagdgrenze aus dem Walde auf die Wiesen

trat, einen zumeist durch mein eigenes Verschulden erfolglosen Pirschgang hinter mir sah.

Mir zu süßen im Thale, kaum zwanzig Minuten von der Stelle, wo ich stand, lag eine kleine Dorfchaft, in welcher ich schon manchmal auf meinen Streifzügen ein paar Stunden hinter einem Krüge süßlen Sommerbier geraucht hatte.

Im berganziehenden Winde hörte ich von der Regelfahn des Wirtshausers her das Rollen der Kugel, das Poltern der fallenden Kegel und ob und um zu lautes, mehrstimmiges Gelächter. Ich traf also jedenfalls da drunten eine lustige Gesellschaft an, die mir recht willkommen erschien, um mir den Unmuth über mein Waidmannsweh aus dem Herzen zu treiben.

Ich hatte ja Zeit bis 6 Uhr. Anberthhalb Stunden brauchte ich dann für den Heimweg — und just inmitten dieses Weges lag an der stillen Waldstraße eine vor drei Jahren erst neubepflanzte Weinbruchsfläche, welche kreuz und quer von Wildwechsellern durchzogen war. Da konnte ich vor Einbruch der Dämmerung noch eine Stunde ansetzen und, wenn Hubertus mir gnädig war, durch einen glücklichen Schuß das Mißgeschick des Abends wieder gutmachen.

Im legeren Hoffnung schritt ich also wohlgemuth den Berggang hinunter und dem lodenden Wirtshause entgegen. Auf der Regelfahn traf ich außer zwei Gesitteten und einem Studenten, der gleich mir in den Ferien weilte, den Förster und Jagdaufsicher der nahegelegenen Wälder, sowie den Doktor und Schullehrer des Ortes, zwei große Raßjensjäger.

Da war denn auch neben Sommerbier und Kegelspiel natürlicherweise die Jagd das unerhebliche Gesprächsthema, bei dem uns die Zeit wie im Fluge verfloß, jedoch erst die sinkende Dämmerung mich gemahnte, nach der Uhr zu sehen. Die dem „Anstand“ zugeordnete Stunde war verflumt — ich brauchte mich also mit dem Fortzuge nicht übermäßig zu beunruhigen und setzte mich deshalb wieder recht behaglich an den Tisch.

Wie dann um 9 Uhr die beiden Gesitteten mit dem Studenten, ihrem zukünftigen Berufsgeossen, sich verabschiedeten, wollte auch ich nach Büsche und Rudsch greifen, ließ mich aber vom Förster wieder überreden, für meine Heimweg den Mond abzuwarten, der längstens in einer Stunde über die nachschwarzen Baumwipfel emporzudenken müßte.

Nun waren wir Jäger unter uns — und da kamen noch mancherlei Geschichten und Geschichten, auch jenes nur für Jägerohren ganz gerechte Gesprächsthema an die Reihe — das Kapitel der Wildschüden. Die Einleitung hierzu bildete eine vom Förster an mich gerichtete Frage, wie es dem „Deberjack“ ginge. Der „Deberjack“, ein Würche meines heimatlichen Dorfes, war nämlich ein Wilderer, der seit Jahren in den umliegenden Jagdgebieten großen Schaden angerichtet hatte, ohne daß man ihn jemals auf der That hätte ertappen können. Vor vier Wochen aber war ihm ein nachlicher Pirschgang gar übel geraten, denn er hatte von demselben Haat drei erschoffen Rebhühner an paar Dugend Schrotkörner im eigenen Fleische mit nach Hause gebracht.

Von diesem Vorfalle kamen wir nun auf ähnliche zu sprechen; jeder meiner Gefährten wußte langes und breites über tregend

ein selbstverlebtes Neuentoune mit Wildbüben zu berichten, und besonders der Förster brachte Geschichten aus Gehr, daß mit achtzehnjährigen Wirtshaus vor Schandern und Grausen die Haare zu Fänge standen.

Wie ich dann gegen halb elf Uhr in die mondhellte Nacht hinaus trat, um heimwärts zu wandern, war mir noch all dem Gebörten recht unheimlich zu Mute. Während ich auf dem schmalen Fußsteige über die thaufruchten Wiesen dem Walde zuschritt, kam ich immer und immer wieder diesen schrecklichen Geschichten nach, in denen es mit Schuß und Schuß um Tod und Leben gegangen war — und unwillkürlich spannte ich die Finger der linken Hand fester um meine Büchse, als ich vor den stillstinsten Tannen auf das schmale Sträßchen einlenkte, das sich in der Länge einer Wegstunde durch den Wald dahinjog.

In raschem Gange schritt ich vorwärts. Ein Spannten sich über mir die Aeste der beiderseits stehenden Bäume in einander und gewährten dem Mondlicht nur in spärlichen Fäden einen Durchbruch, so daß sich die Straße gerade noch in erkennbarem Dämmerlichte von dem rechts und links sie geleitenden Moosgrunde abhob. Ihr lehmiger Boden war von dem ausgiebigen Regen des Morgens her noch so durchweicht, daß mein Fuß lautlos darüber hinschritt. Kein Windhauch regte die Wipfel der dunklen Bäume.

Ich schämte mich vor mir selbst; aber alle Scham und alle Selbsthorwürde redeten mir die Besonnenheit nicht aus, die sich inmitten dieser alles umfangenden Stille über mein Herz legte. Dann wieder dachte ich an hundert lustige Dinge, um nur meine Phantasie von jenen Schauererzählungen loszureißen. Aber was half's? Bald verneinte ich, im Walde einen hintersten Fußtritt zu vernehmen, bald glaubte ich den Hall eines fernem Schusses zu hören, bald sah ich einen vom Mondlicht gestreuten Hirschten für einen blintenden Geyrelauf an. Was würde ich thun, so trug ich mich unter dem Zwange meiner aufgeregten Phantasie, wenn ich plötzlich an einer lichteren Stelle unter den Bäumen so einen Kerl gewahrte, der dort dem nachlich erlegten Wilde auf der Erde mietete? Sollte ich ihn anrufen — oder sollte ich —

Ein um das andere nahm ich die Büchse von der Schulter und versuchte, durch die Dunkelheit nach einem Baumstamme zu zielen; aber ich blieb auch minutenlang stehen und lauschte in den nachtsilligen Wald hinein, worauf ich immer rascheren Schrittes wieder meinem Wege folgte.

Erschreckt streckte ich auf, als die Straße heller und heller wurde. Eine Strecke von kaum hundert Schritten noch trennte mich von jener offenen Weinbruchsfläche, und wenn ich diese passirt hatte, war ich in einem halben Stündchen zu Hause. Schon traten hinter mich die hohen Bäume vom Wege zurück, und das großherwachsene Moos senkte sich in einen etwa mannshohen Graben, der durch den Rest des Waldes die Straße bis auf die Wiesen hinaus geleitete.

Nun trat ich unter dem Schatten der letzten Bäume hervor auf die mondhellene Richtung, mein Auge schweifte mit einem raschen Blicke über den rechts ansteigenden, niederbüchigen Hang — und ich verneinte, das Blut müßte mir

vor Schred jählings zu Eis gerinnen, denn mitten im Tannen- gestrüpp stand auf etwa achtzig Schritte vor mir ein langer bagerer Kerl mit berühtem Gesichte, das Gewehr im Anschlag gegen meine Brust gerichtet.

Noch nur für die Dauer einer Sekunde hatte mich der Schred erfaßt, dann riß ich die Büchse von der Schulter an die Wange, mein Schuß frachte, gleichseitig hörte ich einen dumpfen Prall wie vom Aufschlag einer treffenden Kugel — und als der Pulverrauch sich noch verzogen hatte, war ich bereits mit mächtigem Senge von der Straße in den Moosgraben hinuntergefallen, darin lag nun gebückt Leibes und in hastendem Laufe den Wiesen zusträzte.

Unter welchen Empfindungen und in welcher Zeit ich damals den Hofraum meines Elternhauses erreichte, vermag ich nicht zu sagen; das Entsetzen hat in mir die Erinnerung hieran verliicht.

Die Hausthür fand ich versperrt, aber die Kamel meines Vaters sah ich noch erleuchtet. Ich pochte an das Fenster — und als mir eine Minute später mein Vater, die Lampe in der Hand, die Thüre öffnete, erschrak er nicht wenig über mein leichtenlasses Gesicht und über mein ganzes verlorres Aussehen. Auf seine besorgten Fragen war ich keiner Antwort fähig. Unter keuchenden Athemzügen sank ich auf die Stufen der Treppe nieder, die vom Flur nach dem oberen Stocke emporführte — und es wahrte geraume Zeit, bis ich im stände war, mich wieder zu erheben und Büchse und Rudsch abzulegen. Nun erst gewahrte ich, daß ich meinem Gut verloren hatte.

Mit zitternden Knien schritt ich meinem Vater voraus in die Kamel und: „Ich hab' einen erschossen“, so leitete ich den Bericht des unheilvollen Abenteuers ein, das mir vor kaum einer halben Stunde widerfahren war.

Schweigend hörte mein Vater die ganze Erzählung an. Als ich geendet, durchmaß er eine Weile mit langen Schritten das Zimmer, dann trat er auf mich zu, sah mir mit einem guten Blicke in die Augen und sagte:

„Kege Dich jetzt schlafen! Morgen um fünf Uhr werde ich Dich wecken; dann wollen wir ihn miteinander suchen — den Todten.“

Als ich die Treppe nach meinem Stubchen emporschritt, lagen mir Müdigkeit und Erregung wie Blei in den Gelenken. Kaum hatte ich mich in die Kissen fallen lassen, da hörte ich die Thurmurmel mit dumpfen Schlägen Mitternacht vernehmen. Ein kalter Schauer rüttelte mein Dampf. Jeden Augenblick verneinte ich, den blutigen Geiß des Erschossenen vor meinem Lager aufstehen zu sehen. „Mörder! Mörder!“ rief eine Stimme in meinem Gemüthe.

Heiliger Gott! Was hatte ich gethan! Ich hörte ein Elternpaar, dem ich den einzigen Sohn getödet, um ihre verlorne Lebensfreude jammern. Ich hörte ein Weib flagen, dem ich den Gatten, ich hörte Kinder weinen, denen ich den Vater gemordet hatte.

Ob ich solche Dinge bei wachen Sinnen dachte, oder ob ich sie nur träumte, nachdem der Schlaf meines übermüdeten Körpers sich erbarnt hatte — ich weiß es nicht mehr zu unterscheiden.

Anforderungen, neben der tollten Uebertriebenheit der Ansprüche, die vergrößerten Begriffe in Rechtsachen, die nachsten Anschauungen ihrer Kollegen und Kollegistat, und merkwürdigerweise eine Auffassung des Honorars, welche geneigt ist das Honorar mehr als ein glücklich erkrankte Leute denn als ein noblerwöhrenes Gut anzusehen — das sind wenigstens einige Beispiele für diese. Von technischer Natur gar nicht zu reden, obgleich deren Kenntniß bei der Schnelllebigkeit unserer Produktion von nicht zu unterschätzendem Werthe ist. Die Eigenart des literarischen Berufs: das die meisten seiner Angehörigen erst auf Umwegen zu ihm kommen und daß der Schriftstellerstand nur ein geringes Alter hat, erklären und entschuldigen in dieser Richtung genöh viele. Aber sollen wir uns etwa mit dieser Entschuldigung begnügen und nicht endlich auf eine höhere Ordnung unter die Füsse zu bekommen, zielbewußt unsere Interessen zu vertreten? Dazu soll die „Deutsche Schriftsteller-Zeitung“ beitragen helfen, indem sie untermittelt und aufflärt, loszulassen die Nothleid des Standes treibt, ohne sich dabei dem Gassen müßiger Aufzueher auszusuchen — ganz unter uns. Jeder soll mitreden können, der etwas zu sagen hat, ohne Rücksicht auf seine äußere Stellung in der literarischen Welt. Das folgende Programm umfaßt lobann nachfolgende Punkte: Literarische Geseischaft, Literarische Reichstheile, Autor und Verleger, Autor und Wäner, Redaction. Autoren unter sich und ihre Stellung zur Gesellschaft, Das literarische Vereinswesen. Agitation für eine allgemeine

Unterstützung- und Pensionskaffe für Schriftsteller. Beizchriften. Chronik der Zeit. Technisches und Wirtse etc. \* Rechtsbuch für Kaufleute, Handbuch der wichtigsten Rechtsbestimmungen für den deutschen Kaufmannsstand, zusammengeheilt v. F. Schiffl, Gerichts-Anwalt a. D. Breslau, 1885. Verlag von Wih. Koebner. Geb. 2.50 M. Dieses Buch ist allen Kaufleuten, selbständigen wie konditionirenden befehs zu allen verständig eine Zusammenstellung aller wichtigen Rechtsvorschriften, welche für den Kaufmann innerhalb seines Vertriebs in Betracht kommen, und die jeder Kaufmann genau kennen sollte. Auf die wichtigsten Entscheidungen der Gerichtshöfe hat der Verfasser stets Rücksicht genommen. Da der Verleger durch den sehr mäßigen Preis von 2.50 M. für das 420 Seiten starke Buch die Anschaffung möglichst erleichtert hat, so können wir hoffen in der That sowohl jedem selbständigen als auch angehenden Kaufmann warm empfehlen. \* Die in Leipzig unter Redaction von H. Freil erdcheinende „Singerhalle“ ist mit Beginn des neuen Jahres in ihren 25. Jährigung eingetreten. Daß das Blatt sich die Gunst der deutschen Lesegesellschaft in so reichem Maße zu erwerben und so durch die Ansehen gewöhnt hat, ist wohl der beste Beweis dafür, daß es keine Aufgabe als „Allgemeine deutsche Gesangsvereins-Zeitung“ für das In- und Ausland, als unterthätiger Beobachter und Wegweiser auf dem geantimten Gebiete des Vereinswesens,

der Gesangsliteratur zc. in einer Weise, welche allen Bedürfnissen genöh, zu lösen verhielt. Interessanten machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die „Singerhalle“ demächst ihren Abonnenten ein „Liederblatt“ beziften. Kleines Nachschlagebuch für Männer-Gesangsvereine“ als Gratisbeilage überreichen wird. \* Eine reichhaltige Fülle der verschiedenartigen Bands, Preis-, Taiden, Comtos, Kulte u. a. Kalender sind im Verlage von Moriz Schönbauer in Tage erdienen, deren „Hinfender Vot“ sich ja bekanntlich schon eines Weltrufes erfreut. Geradezu bewundernswürdig sind die in diese Kalender eingehenden angelegenen Kalender, die einen mit Textangaben und der neuesten Bestimmungen im Hofe, Telegraphen und Eisenbahnen, über Beschäftigung und Reichthümliche, die anderen mit historischen Daten, mit Wörterverzeichnis nach der neuen Rechtschreibung, mit Schiffs- und geographischen Uebersichtstafeln oder mit wissenschaftlichen Aufschäufungen sich beziehenden Vordrücken. Wieder andere sind bezeichnend für den Hausbedarf mit eingetragenen weißen Blättern zum Zweck der Jahresrechnung, des Inventars, des Wächererzeichnisses, oder es sind Tagebücher mit blau farcirtem linierten Papier, mit Schiefer- und Bergamentalblättern, nebst Bleistift; furs, die genannte Firma liefert Kalender in Formaten jeder Art, kleine Diamant- und Karten-Kalender, wie Luercolio-Wandkalender, isomale Agenden mit roten Luerlinien, wie

durchschlossene Geschätskalender, in Zeimand oder Leder gebunden; ferner Abreißkalender in hundertfeler Verzierung; Pappen-Blod, Damen-Blod, Klein-Blod (mit historischen Daten und Simprischen aus Klaffen auf der Vorder-, mit Speisestiel und Kesseten auf der Rückseite), Mittel- und Groß-Blod, alle in funigen und meist neuen geschmackvollen Ausstattungen; zerbrodet und unzerbrodet; ebenso Schreiblich-Kalender in einfacher schwarzer Verlegung oder hochfeine in Sammet mit Nadelstichlag. — Der Herzog von Coburg giebt bekanntlich seine Gebiete heraus, und nun wird aus London gemeldet, daß auch ein Kalendarwerk aus den Federn der beiden Söhne des Prinzen von Wales — Prinz Albert Viktor und Prinz Georg — erdient. Es soll aus zwei großen Bänden von je 500 Seiten bestehen und mit Bildern und Karten reichlich ausgestattet sein. Während ihrer Reize um die Welt haben beide Prinzen Tagebücher geführt, und diese Entwürfen, geschrieben an Bord des Schiffes, zu Pferde und in Felten, dienen dem Werke als Grundlage. Der Herausgeber H. M. Dalton, welcher die Binsen begleitete, das wichtige Zuhilfenahme eigener Tagebücher gemacht, und das Ganze redirt. Das vollständige Werk wird wahrscheinlich im April erdienen. — Somit fühlten sich in der Familie des Prinzen Albert bereits 6 Mitglieher zur Schriftstellerei berufen; die Königin Victoria, deren Tochter Alice, deren Tochter Beatrice, ferner der Herzog von Coburg und die Entfeller der Königin; Albert Viktor und Georg.

